NORDISCHE ZUKUNFT

Zeitschrift des Nordischen Rings e. V.



Folge 1 – 5. Jahrgang 1979

DER SPIESSER

Wer immer daheim hockt und jammert und klagt,
wer niemals den Einsatz des Lebens gewagt,
wer niemals zu Opfern und Taten bereit,
der ist ein Spießer, das Hemmnis der Zeit.

Wer immer nur nörgelt und selber nichts kann,
wer nicht für die Sache selbst steht seinen Mann,
wer nie sich zu einer Idee hat bekannt,
der ist ein Spießer, die Pest in dem Land.

Wer niemals sich durchringt zu Ja oder Nein
und immer nur denkt an sein eigenes Sein,
wer Ehre nicht kennt und Treue und Pflicht,
der ist ein Spießer, ein elender Wicht.

Wer wie eine Qualle so schleimig sich gibt
und nur seine Ruhe als einzigstes liebt,
wer immer nur dort ist, wo's "erben" stets heißt,
der ist ein Spießer aus undeutschem Geist.

Wer ewig nur redet und dienert, sich duckt
und niemals wo aneckt und niemals sich muckt,
wer hintenrum schiebt und nach Vorteil stets späht,
der ist ein Spießer, der Deutschland verrät.

Wer Kampf nur von der Etappe her kennt
und bei dem geringsten Verluste gleich flennt,
wer am meisten dann Sieg schreit, weitab vom Schuß,
der ist ein Spießer. Mich ekelt, drum Schluß!

Julius Kober

Gab es jemals einen Homo sapiens LINNÉ ?

Der von LINNÉ gewählte Artname Homo sapiens konnte nur solange gelten, wie man die verwandtschaftlichen Beziehungen des Menschen zu den anderen Primaten nicht ermittelt hatte. Wenn von Versuchen im 18. und in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts abgesehen wird, stellte erst E. HAECKEL die von H. KLAATSCH als Abzweigung (Entartung, Vertierung) gedeutete Anthropoidengruppe dem zum Menschenstamm gehörigen Pithecanthropus (Affenmenschen) gegenüber. Er konnte dem Pithecanthropus aber nicht das Hauptunterscheidungsmerkmal, die artikulierte Sprache zubilligen. Dagegen sprach schon die geringe Gehirngröße von 775 ccm des Pithecanthropus II von Java, die noch nicht wesentlich über der der Menschenaffen (bis 685 ccm) lag. Der Pithecanthropus kann nur über die den Menschenaffen wie vielen Wirbeltieren eigene, in den Genen verankerte Erbsprache verfügt haben. Sie besteht beim Schimpansen aus etwa 30 in ihrem Sinn und Zweck deutbaren Interjektionen und Appellauten (R.M. YERKES und B.W. LEARNED 1925). Über Anlagen zu dieser Erbsprache verfügt auch das Kleinkind. Die menschliche artikulierte Sprache wurde erst in den letzten 250 000 Jahren beim "planmäßigen Tun zu mehreren" (O. SPRENGLER 1931), wahrscheinlich bei der Fallgrubenjagd auf Großtiere (H. QUIRING 1960), langsam ausgebildet. Wenn auch das lautliche Lernvermögen bei vielen Lungenatmern in die Gene eingebaut ist, so fehlt dem Kleinkinde wegen der Kürze des Bestehens der artikulierten Sprache der anfängliche Lautbestand. Denn wenn nicht andere Personen dem Kleinkinde Gelegenheit zum Nachahmen der artikulierten Sprache geben, so bleibt es, wie seit dem Pharao PSAMMETICH alle dahingehenden Isolierungen gezeigt haben, entweder bei seiner Erbsprache oder übernimmt durch Nachahmen die der mit ihm aufgezogenen Tiere (F. KAINZ 1954 und 1960), wie ja auch begabte und entsprechend abgerichtete domestizierte Tiere Laute der artikulierten Menschensprache verstehen und nachahmen. Da die artikulierte Sprache sehr bald neben und an die Stelle der frühkindlichen Erbsprache tritt, hat die Sprachforschung über die menschliche Erbsprache bisher fast noch weniger sichere Anhaltspunkte gewinnen können -vgl. die Versuche von K.HERMANN 1936 und G. RÉVÉCSZ 1946 - , als über die an sich viel dürftigeren Menschenaffen-Sprachen. Am sprachfaulsten ist der Gorilla. Man darf aber annehmen, daß sich seit der Vertierung der Menschenaffen bei ihrer Abspaltung vom Menschenstamm im Mittelpliocän und älteren Jungpliocän vor 2 bis 4 Millionen Jahren die Lautzahl beschränkt hat.

Kann man also für die Abzweigungszeit der Anthropoiden (Menschenaffen) von dem durch Pithecanthropus erectus und modjokertensis - letzterer hat noch die für Australopithecus africanus bezeichnende "Affenlücke"vor dem Eckzahn- charakterisierten Menschenstamm keinen Homo sapiens ausfindig machen, so ist das noch weniger möglich in der folgenden

Bildungsperiode der artikulierten Sprache. Der jungpliocäne Elefantenjäger von Dewlish Dorset (England) hat in seiner berühmten 600 000 Jahre alten Tierfanggrube (FISHER, SOERGEL 1912) zwar Knochen und Backenzähne des "Südelefanten" Elephas meridionalis, dazu Schlag- und Wurfsteine hinterlassen, aber nichts von sich selbst. Dennoch dürfen wir ihm eine weit höhere Intelligenz und Gehirnmenge zubilligen als dem Pithecanthropus. Denn die Fallgrubenjagd auf den Südelefanten setzt ein "planmäßiges Tun zu mehreren" voraus, wie es SPENGLER als Vorbedingung für die Entstehung einer Befehlssprache hingestellt hat.

Wir würden aber einen Schluß ex silentio ziehen, wenn wir nicht die Möglichkeit offenließen, daß gleichzeitig mit dem bisher unbekannten Elefantenjäger andersartige Abkömmlinge des Pithecanthropus in Afrika und auf den Sundainseln lebten. Jedenfalls gibt es nach der 1.Eiszeit vor etwa 200 000 Jahren nicht nur den rheinischen Elefanten- und Rhinozerosjäger Homo heidelbergensis, sondern in Afrika und auf den Sundainseln den Meganthropus africanus und palaeojavanicus. Heidelberger und Meganthropus haben schon die einen leichteren Zungenschlag ermöglichende Spinomentalis (E.A.HOOTON 1946), konnten also artikuliert sprechen. Eine menschliche Einheitsart Homo sapiens läßt sich aber ebenso wenig konstruieren wie z.Zt. des Pithecanthropus, den HAECKEL alalus, den "Stummen" nannte.

In die Zeit des Homo heidelbergensis, das 1.Interglacial, müssen wir die von C.S.COON 1962 behauptete Rassentrennung der Nordmenschen von den Tropenmenschen (Homo niger und Homo australis verlegen. COON hat zwar die Trennungsperiode bis zu 400 000 Jahren zurück für möglich erklärt, aber es ist zu bedenken, daß wir dann vor die 1.Eiszeit geraten, in der kein Rassentrennungs-Anlaß bestand. Wir können ihn nur in einem hochwirksamen klimatischen Vorgang sehen, wie ihn die 1.Eiszeit vor 250 000 Jahren bietet. Damals vereisten zum erstenmal Nord- und Südpol (H.QUIRING 1949), die Oberflächentemperatur der ganzen Erde ging für lange Zeit um 8 bis 12° C. zurück. Die heutige gemäßigte Zone wurde menschenleer, die Menschen begnügten sich mit dem Tropengürtel Afrika, Indien, Indonesien und Australien.

Erst der Eisrückzug vor 200 000 Jahren schuf im 1. Interglacial in den heutigen gemäßigten Zonen ein für Großtiere günstiges feuchtes Klima und damit gute Jagdreviere. Agile Jäger wanderten nach Norden. Sie setzten hier die zielbewußte, auch die Geisteskräfte anspornende Großtierjagd fort wie die mit spitzen Knochenfragmenten ausgescharrten (Mannus 25. 1933, S. 287) Fallgruben des Homo heidelbergensis im Rheingebiet beweisen. Dagegen wandte sich der Tropenmensch in Afrika, Indien, Malaya, den Sundainseln und Australien weniger anstrengendem Nahrungserwerb zu. Er verfiel dabei nicht etwa körperlich, sensorisch und emotionell, aber brauchte nichts Neues zu schaffen, da ihm die Natur alles bot. So blieb er auf der primitiv-geistigen Erbstufe des

Meganthropus stehen, gelangte selbständig nicht zur Adjektivsprache und zum Zählen bis 3 (L.ADAM 1884/85, H. LINGROTH 1890).

Es konnte nur die der Homo sapiens-Ideologie verhafteten Anthropologen der F. BOAS - Gruppe überraschen, wenn selbst in Nordamerika Tests bei dunkelhäutigen Schulkindern, deren Vorfahren aus den Tropen zugewandert waren, eine nur als erblich-angeboren erklärbare Minderbegabung zeigten. 1939 veröffenlichte H.A. TANSER Erfahrungen mit schulisch besonders bevorzugten Negerkindern in Canada. Anfangs war im Lernvermögen kein wesentlicher Unterschied zwischen Weißen und Farbigen erkennbar. Beim Älterwerden blieben aber die Dunkelhäutigen unaufhaltsam zurück. Ein noch stärkeres Zurückbleiben schulisch bevorzugter Farbiger gegenüber der normalen Entwicklung der Weißen ermittelte in den Wilmington-Schulen (Nordcarolina) der den Negern besonders gewogene Superintendent H.M. ROLAND (1954) bei Schülern der "High Schools" (=Mittelschulen). Danach liegen bei ähnlicher Schulung bei den Weißen 46,1% über dem Intelligenz-Durchschnitt, wie das ganz allgemein für britische Einwanderer in die USA (v.SIEMENS) schon seit Jahrzehnten bekannt ist, bei den Farbigen dagegen, unter denen sicher auch Mulatten waren, aber nur 7,3%. Auf eine erblich geringere Denkfähigkeit des Tropenmenschen weist auch die Tatsche hin, daß das Analphabetentum in Lateinamerika mit der Dunkelhäutigkeit des betreffenden Landes zusammenhängt. So hat das "schwärzeste" Land Haiti die meisten, nämlich 89,5% Analphabeten.

In einer Arbeit über das Werden der Sprache habe ich den Beginn der Rassentrennung des Nordmenschen vom Tropenmenschen in das Nominastadium der artikulierten Sprache, also in die Zeit des Homo heidelbergensis, vor 200 000 Jahren verlegt. Diese lange Zeit der Rassentrennung macht es unmöglich, selbst bei größter Eingabe und Geduld weißer Lehrer den nicht mulattisierten Tropenmenschen zu einem Denker zu erziehen. Der Infantilismus bedeutet nicht nur einen Mangel an Lernvermögen, sondern mutmaßlich einen Mangel an ebenso schöpferischem erfinderischen Denken.Diesen Mangel überwand der in eine wechselvolle Umwelt versetzte Nordländer unter autofunktionellem Ersatz (Timorie) der vorher von der Umwelt geleisteten Hilfen. Dagegen hielt der Tropenmensch an der Bindung an die Umwelt fest, paßte sich mehr und mehr an, obwohl menschlicher Aufstieg niemals Anpassung, sondern zunehmende Lösung (Apolysie) von Umweltfesseln (H. QUIRING 1959) ist. Denn Bindung ist der Weg nach unten, Befreiung der Weg nach oben (HERAKLIT, DIOGENES LAERTIOS).

Neuerding hat R.T. OSBORNE (1962) durch Tests bei californischen Schülern festgestellt, daß deren vokabulares und rechnerisches Lernvermögen gegenüber dem der Weißen um 30% zurücksteht. An dem um 100 g leichteren Gehirn des Durchschnittsnegers und an den schmaleren Denkloben (Supragranularloben nach F.W. VINT 1934) haben auch die letzen 3

Eiszeiten nichts geändert, da die Tropen seine Heimat blieben. So werden die nächsten tausend Jahre nur dann etwas ändern, wenn eine planmäßige Rassenmischung betrieben wird, wie es die Spanier und Portugiesen seit Jahrhunderten tun, auch wenn in Lateinamerika die so überaus zahlreich gewordenen Mischlinge den Weißen geistig nachstehen.

Waren also vor der 1.Eiszeit wenigstens theoretisch die Möglichkeiten zu einem Homo sapiens gegeben, etwa charakterisiert durch den körperlich unbekannten Elefantenjäger von Dewlish Dorset, so ist durch den gegenüber dem Nordländer geistig zurückbleibenden Tropenmenschen die Menschheit endgültig in 2 Gruppen gespalten. Die mittelpliocäne Anthropoiden - Anthropidentrennung ist dabei, sich seit dem Mittelpleistocän, wenn auch nicht so tiefgreifend, im Anthropoidenbereich in einer Süd-Nord-Trennung (Dunkel-Hell-Trennung) zu wiederholen.

Dies wird umso deutlicher, wenn wir die weitere Menschheitsentwicklung überdenken. Gewiß war es auch dem Nachahmungstrieb des Tropenmenschen möglich, die im Préchelléen, Chelléen und Acheuléen in Westeuropa und am Mittelmeer erfundenen Steinwerkzeuge nachzuschaffen, aber entweder wurden die formschönen, dem Ausschachten von Fallgruben dienenden (H. QUIRING 1932) Acheuléen-Faustkeile nicht weiterentwickelt oder aber zu jeder Harmonie entbehrenden Gebrauchswerkzeugen - man denke schon an die Halbkeile des Moustérien - gestaltet.

Da die Chinesen den in mehreren Exemplaren gefundenen Sinanthropus pekinensis für ihren Stammvater erklärt haben und auch Homo neanderthalensis von fast allen Prähistorikern nicht als Vorfahre des Homo aurignacensis und mediterraneus anerkannt wird, so bleibt vorerst nur Homo steinheimensis aus dem 2. Interglacial als Träger der das Eolithicum überwindenden und sich im Acheuléen zur Formschönheit durchringenden Faustkeilkultur übrig. Auch dann, wenn man ihm noch nicht den ihm von M.P. COON (1962 Taf XXX a) zugeschriebenen Idealkopf zubilligt. Wie die Großtier-Fallgrube der Antrieb zu einer höheren Gesittung, zum Zusammenwirken mehrerer Jäger, zu einer Jagd- und Führungsgemeinschaft unter einem erfinderischen umsichtigen zielstrebigen Häuptling gewesen war,so zeigt das harmonisch gestaltete Chelles- und Acheul- Werkzeug, wie auch die ähnlich schön geformte Sbaikien-Speerspitze,daß sich im Mittelmeerbereich der Nordmensch ("Atlanthropus" COON) technisch und künstlerisch über seine östlichen und südlichen Zeitgenossen erhoben hatte.

Auf Einzelheiten der technischen Erfindungen und der Bildwerke des Aurignacien und Magdalenien, Altägyptens, des klassischen Altertums und der sich einem tausendjährigen orientalischen Aberglauben viel zu langsam entziehenden europäischen Neuzeit sei hier nicht eingegangen. Ich verweise auf meine "Geschichte des Goldes". Nur eine neuerdings

vertretene und mit der Homo Sapiens - Ideologie zusammenhängende Behauptung sei berichtigt. Danach soll die Entwicklung der Pflanzen und Tiere, zuletzt der Menschen, ein in der Natur der Lebewesen begründeter autonomer, also bioendogener evolutionärer Vorgang der Differenzierung sein.

Man kann nicht leugnen, daß aus der einheitlichen Gensubstanz, der Thymonukleinsäure oder Desoxyribonukleinsäure, eine Monophylie des Lebens auf der Erde ableitbar ist (H. QUIRING 1950). Sie hat nach 1,5 Milliarden Jahren 2 bis 3 Millionen lebende Tierarten hervorgebracht, aber das sind nur 1,5 bis 2 Tierarten in 1000 Jahren. Die Biogenese ist also sehr sparsam, verharrend und nur selten explosiv. Spricht schon diese überraschende Persistenz gegen ein allgemeines Evolutions- und Differenzierungsgesetz, so noch mit größerer Beweiskraft die Tatsache, daß viele der entstandenen Pflanzen- und Tierarten ausgestorben, also Feinden und Umweltschwierigkeiten erlegen sind. Und wieviele Arten -von den noch immer höchst lebendigen primären Lebewesen (Viren und Bakterien) ganz zu schweigen - haben sich nur ganz wenig weiterentwickelt! Viele zeigen sogar eine Rückbildung, haben z.B. bereits hervorgebrachte Sinnesorgane wieder eingebüßt, als sie durch verstärkte innere und äußere Bindung (Endo- und Exaptie) an eine günstigere Umwelt (Gewohnheit) überflüssig wurden. Hat nicht der Menschenaffe und der Tropenmensch Eigenschaften zurückgebildet, die uns bei seinen Vorfahren menschlicher und harmonischer erschienen?

Inwieweit sich die Evolution in der Orthogenese der Einzelarten (O. JAEKEL) wiederspiegelt und wie sie sich begründen läßt, habe ich in mehreren Arbeiten (1930, 1939, 1949, 1959) erörtert. Die Umwelt lenkt die Wünsche, über unsere Organe auch die der Gene. Nur wenigen Bevorzugten gelingt es, Bindungen (Anpassungen) durch Selbsthilfe zu lockern, freier zu werden. Aber kann man die Befreiung (Apolysie) einiger Tiergruppen als autonome Evolution, als bio-endogenen Differenzierungsvorgang bezeichnen? Daran zu glauben, die Evolution zum Gesetz oder zur Religion zu erheben, wie schon vorgeschlagen wurde, würde nur einen neuen Aberglauben schaffen. Er wäre fatalistisch und ließe keinen Raum für die alles antreibende Dissonanz, die "Peitsche des Universums", den Kampf der Gegensätze. "Im Wechsel geht es auf und ab" (HERAKLIT, HIPPOKRATES), "her und hin" (HERAKLIT, SUIDAS). Sieger in diesem unvermeidlichen Kampf sind leider nur selten die einen Aufstieg findenden Sapientes, die Begabteren, schon garnicht, wenn wie im Bienen- und Ameisenstaat die Masse das Wollen und Werden bestimmt.

Prof. Dr. H. Quiring

Literatur

H.G. CLASSEN & H. QUIRING: The Evolution of the Primates. The Mankind Quarterly II, 3. Edinburgh 1962 p. 183 - 195.

C.S. COON: The Origin of Races. New York 1962.

H.E. GARRETT: One psychologist's view of equality of the races. Univ. Chicago Press 1961.

W.C. GEORGE: The Biology of the Race Problem. Alabama 1962.

H. HAECKEL: Anthropogenie. 6.Aufl. Leipzig 1910.

E.A. HOOTON: Up from the Ape. New York 1946.

H. KLAATSCH: Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechts. Berlin und Leipzig 1902.

– : Der Werdegang der Menschheit 1920.

K. HERMAN: Die Anfänge der menschlichen Sprache I. 1936.

F. KAINZ: Psychologie der Sprache I. Stuttgart 1954. II. Stuttgart 1960.

H. LINGROTH: The Aborigines of Tasmania. London 1890.

R.T. OSBORNE: Racial Difference in School Achievement III. The Mankind Quarterly. Edinburgh. Nov. 1962.

H. QUIRING: Über Artbildung und biogenetischen Aufstieg durch Negation. Centralbl. f. Geol. und Pal. Stuttgart 1930.

– : Über Zweck und Handhabung des Faustkeils. Praehist. Ztschr. 23.1932, S. 277-280.

– : Zur Theorie der Artbildung. Sitzber.Ges.naturforsch. Frde. Berlin 1939.

– : Geschichte des Goldes. Die Goldenen Zeitalter in ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung Stuttgart 1948.

– : Ekliptikschiefe, Jahres- und Eiszeiten. Z.D. Geol. Ges. 101.1949, S. 109-120.

– : Lebensanfang. Naturwissensch.Rdsch.3. Stuttgart 1950, S. 490-495.

– : Antriebe der Lebensentwicklung. Forsch. u. Fortschr. 33. Berlin 1959, S. 42-48.

– : Heraklit. Worte tönen durch Jahrtausende. Berlin 1959.

– : Primatenentwicklung. Z.D. Geolog. Ges. III. Hannover 1959.

G. RÉVÉCSZ: Ursprung und Vorgeschichte der Sprache. 1946.

A.M. SHUEY: The Testing of Negro Intelligence. Bell Co. Lynchburg 1958.

W. SOERGEL: Das Aussterben diluvialer Säugetiere und die Jagd des diluvialen Menschen. Jena 1912.

O. SPENGLER: Der Mensch und die Technik. München 1931.

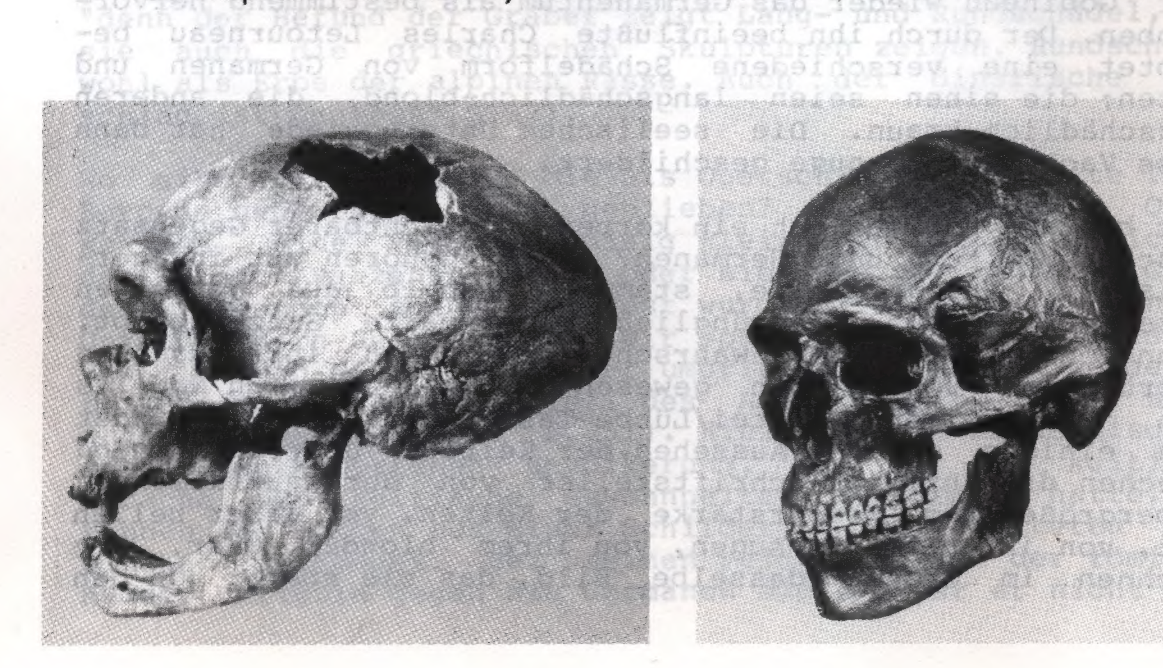
H.A. TANSER: The Settlement of Negroes in Kent Co., Ontario. Shepherd publishing Co. Chatam 1939.

R. Thurnwald: Geistesverfassung der Naturvölker. Lehrb. d. Völkerkunde 1937.

F.W. VINT: The brain of the Kenia native. J.Anat.68.1934, p. 216-234.

R.M. YERKES & B.W. LEARNED: Chimpanzee intelligence and its vocal expressions. 1925.

oben: Homo sapiens steinheimensis; unten lks.: Neandertaler von La Chapelle-aux-Saints; unten r.: Schädel von Przedmost.





Über die Gestalt der Kelten

In Frankreich tobte im 18. und 19. Jahrhundert ein Kampf zwischen zwei Richtungen. Die eine dieser Richtungen war germanisch gesonnen; sie bestand meist aus Adligen, die den Glanz der französischen Nation aus der fränkischen Eroberung herleiteten. Montesquieu nannte dementsprechend die Germanen "unsere Väter", und auch Joseph Barre meinte, er dürfe Germanien mit Recht als sein Vaterland betrachten, da es die Wiege seiner Ahnen gewesen sei. Der Abbé Brizard meint 1787, man sähe, wie mit den Franken die Freiheit aus den Wäldern Germaniens hervortrete und Gallien der Unterdrückung und dem Joch der Römer entreiße.

Gegen solche Auffassungen hatte sich schon Voltaire gewandt, und mit der französischen Revolution wurden sie vorherrschend. Sieyes schreibt in seinem Pamphlet "Was ist der Dritte Stand": "Warum sollte der Dritte Stand alle diese Familien, die weiterhin den verrückten Anspruch erheben, aus der Rasse der Eroberer hervorgegangen zu sein und die Rechte der Eroberung geerbt zu haben, nicht in die Wälder Frankens zurückschicken?" Man schickte sie nicht in die Wälder, sondern auf das Schafott. Francois Guizot teilte dementsprechend Frankreich in zwei Rassen oder Völker, "Franken und Gallier, Herren und Bauern, Adlige und Bürgerliche... Der Kampf tobte zu allen Zeiten, in allen Formen, mit allen Waffen; und als 1789 die Abgeordneten ganz Frankreichs in einer Nationalversammlung vereint waren, beeilten sich die beiden Völker, ihren alten Streit wieder aufzurollen. Der Tag, ihn zu bereinigen, war endlich gekommen." An die Stelle des fränkischen Mythos trat der gallische; Camille Julian sprach vom schicksalhaften Triumph der unsterblichen Rasse der Gallier. Von den zwei feindlichen Nationen auf französischem Boden sprach auch Augustin Thierry, der genau wie sein Bruder das Keltentum verherrlichte. Demgegenüber hat Graf Gobineau wieder das Germanentum als bestimmend hervorgehoben. Der durch ihn beeinflußte Charles Letourneau behauptet eine verschiedene Schädelform von Germanen und Kelten; die einen seien langschädlich-blond, die anderen kurzschädlich-braun. Die seelischen Unterschiede hat dann krass Vacher de Lapouge geschildert.

Aber bestand tatsächlich ein körperlich sichtbarer Gegensatz zwischen Kelten und Germanen? Beide gehören zur indogermanischen Sprachfamilie, stammen deshalb aus derselben Wurzel und haben ursprünglich benachbarte Sitze gehabt. Schon von daher ist unwahrscheinlich, daß ihr Aussehen ursprünglich verschieden gewesen sei. In Hermann Noelles Buch "Die Kelten" (Bastei/Lübbe-Taschenbuch,1977) findet sich einiges zu dem Aussehen der Kelten. "Übereinstimmend sprechen die antiken Schriftsteller von der auffallenden Körpergröße und Körperstärke der Kelten, von ihrer hellen Haut, von ihren blauen Augen, von ihrem blonden Haar. Sie zeichnen im Grunde dasselbe Bild, das sie später von den

Germanen zeichnen. Poseidonius von Apameia, der im zweiten Jahrhundert schreibt, weist sogar besonders auf die große Ähnlichkeit von Kelten und Germanen hin. Poseidonius gilt als sehr gewissenhaft. Caesar gibt im letzten Jahrhundert vor Chr. noch einmal dasselbe Bild wieder, so sehr hatte es sich gehalten. Dieses Erscheinungsbild geht also - so summarisch es auch ist - durch die Jahrhunderte der keltischen Zeit als das Bild der eigentlichen Kelten der Oberschicht" (S.28).

Wohlgemerkt: der Oberschicht. Wobei noch gesagt wird, daß die Kelten mehr rötliches Haar gehabt hätten. Zunächst werden die Kelten insgesamt so ausgesehen haben. Aber dann breiteten sie sich aus; von ihren Ursprungssitzen in Süddeutschland und Österreich bis nach Bulgarien, in die Türkei, Spanien. Sie eroberten Rom. Die Unterworfenen wurden nicht ausgerottet; sie zogen mit oder verbanden sich am Orte mit den Eroberern. "Es kann nicht anders sein, als daß eine kleinere kriegerische, politische Oberschicht über eine viel größere unterworfene Schicht geherrscht hat, und beide sich dann langsam, durch zunehmende Heiraten, verbanden. Dabei wurde die breite Unterschicht nach und nach 'keltisiert', sie nahm die Formen der Oberschicht an und auch deren Sprache". Demzufolge finden wir bei den Kelten von Manching, der letzten großen keltischen Stadt, die beim Niedergang der Kelten vernichtet wurde, Skelette, die durchschnittlich nur 1,60 m groß sind (S.31). Man muß also sagen: "Kelten sind nicht ohne weiteres Kelten, auch nicht in den alten Keltensitzen, in denen die Kelten ihren Ursprung nahmen. Was auch als keltisch erscheint, ist die keltisierte Unterschicht, die verblieben war. Was aber wanderte und mit der Antike in Berührung kam, war die kriegerische Oberschicht mit ihrem Ausgriff in die Weite. Es war die Schicht, die sich in der Kampfeswut verzerrte, die auszog, zuerst um zu kämpfen, dann, um zu erobern" (S.32). Aber auch diese wandernden Kelten können nicht als rein nordisch angesprochen werden, "denn der Befund der Gräber zeigt Lang- und Rundschädel, wie sie auch die griechischen Skulpturen zeigen. Rundschädel wohl als Erbe der alpinen Rasse. Auch der dinarische Einschlag ist gegeben"(S.32).

Wo sind diese Kelten, die als Oberschicht über weite Teile Europas geherrscht haben, geblieben? "Die keltische Oberschicht, eine verhältnismäßig kleine Schicht, wird sich in den Kriegen verzehrt haben, oder sie wird aus anderen Gründen vergangen sein. Der Rest wurde wahrscheinlich von den Unterdrückern ausgerottet. Wir sprachen davon: Mithridates IV. ließ den Adel der Galater umbringen. Die Römer werden es bei dem widerstrebenden Teil des Adels der Gallier nicht anders gemacht haben."(S.351). Hinzu kam die Rassenmischung mit der unterworfenen Bevölkerung, die ja die keltische Sprache und keltische Gewohnheiten angenommen hatte. Wir kennen die Folgen aus einer Schilderung des späteren keltischen Zustandes. Bei seinen Feldzügen, die der römische Kaiser Caligula gegen die Germanen machte, war er nicht sehr

erfolgreich. "Da es an gefangenen Germanen fehlte, um sie in Rom im Triumphe vorzuführen, suchte er in den unterworfenen keltischen Gebieten nach Kelten, die so aussahen wie die blonden, groß gewachsenen Germanen. Er hatte Mühe, sie zu finden!"(S.352).

So also war das Schicksal der Kelten, die sich in "Gallier" veränderten. Und auch in Irland war es nicht anders. "Hier hatte eine keltische Oberschicht ein nicht indogermanisches, stark gemischtes Volk unterworfen, darin eine dunkle mediterrane Rasse. Dieses unterworfene Volk gibt seine Sprache auf und nimmt die keltische Sprache an. Von der eigentlichen keltischen Oberschicht blieb in dem üblichen Prozeß nicht viel erhalten"(S.321). Da in Wales, in Schottland und Irland das Keltentum tausend Jahre länger frei blieb, ihm innerhalb dieser Zeit die Oberschicht nicht ausgerottet und keine germanische Oberschicht auferlegt wurde, müßte sie noch vorhanden sein. "Doch unter 'celtic Types' versteht heute der Engländer kleine Menschen mit dunklem Haar"(S.253). Das Verschwinden der ursprünglichen Kelten muß in diesen freien Gebieten - neben Bürgerkriegen - im wesentlichen also auf Rassenmischung zurückgeführt werden.

Wenn also die Kelten oder Gallier (nach der gälischen Sprache genannt) als rassischer Widerpart der Germanen ausgespielt werden sollen, ist dies nicht richtig. Wir sehen heute diese Unterschiede, müssen uns aber dabei bewußt sein, daß die heutigen "Kelten" oder "Gallier" mit dem geschichtsträchtigen Volk nur noch die Sprache, nicht aber die Rasse gemeinsam haben. Dies ist nicht anders wie in Griechenland oder Italien, wo nur noch sprachliche, aber keine rassischen Anknüpfungspunkte mehr an die großen Zeiten ihrer Geschichte gegeben sind.

Jürgen Rieger





Die Gallier in der hellenischen Kunst

Haus- und Landwirtschaft der Germanen und ihre Lebenshaltung

Tacitus und Caesar berichten über die Germanen u.a."Ihr ganzes Leben besteht in Jagden und kriegerischen Übungen. Um Ackerbau bekümmern sie sich sehr wenig; denn der größte Teil ihrer Nahrung besteht in Milch, vorwiegend von Ziegen, Käse und Fleisch. Niemand hat ein bestimmtes Maß Acker, oder eigenen Landbesitz. Der Boden wird jedes Jahr neu zugeteilt. Damit sollen sie u.a. nicht infolge der dauernden Gewohnheit das Kriegshandwerk mit dem Ackerbau vertauschen."

Große Eichenwälder bedecken das Land und dazu Moräste, sodaß ein schauriger Eindruck erweckt wurde. Zusammenhängende Siedlungen waren selten. Jeder umgibt seine Behausung mit einem Hofraum, sei es auch als Schutz gegen Feuerbrunst.

Den Ackerbau können wir bis 1500 v.Chr. im germanischen Norden zurückführen. Nicht nur Hafer wurde angebaut, auch Roggen und Gerste. Die wichtigsten Haustiere waren Pferde, Rinder, Schafe und die Ziege als ältestes Tier. Der Hund bewachte Haus und Hof und begleitete den Jäger auf die Jagd. Der Honig wurde wild im Walde gewonnen.

Der Tisch war nicht immer reichlich bestellt. Nicht erwähnt wird das Brot. Hafergrütze war zunächst die pflanzliche Hauptnahrung. Körner wurden aber auch zermahlen, mit Wasser zu einem Teig gerührt und diese Fladen auf heißen Steinen gebacken. Der Name Laib ist der älteste für dieses Brot. Der Name Brotlaib ist heute noch bekannt. - Das Hefenbrot backen lernten die Germanen von den Galliern. - Im skandinavischen Norden kannte man bis ins 18.Jahrhundert nur das Fladenbrot. Das neuerdings beliebt gewordene schwedische Knäckebröd ist darauf zurückzuführen.

Den Germanen war schon sehr früh der Apfelbaum bekannt. Durch die Römer kamen dann der Weinstock, der Birnbaum, der Kirschbaum, der Pfirsichbaum zunächst in das Rhein- und Donaugebiet.

Als geistige Getränke hatten die Germanen Bier und Met, der aus Honig gewonnen wurde und noch heute in Thüringen hergestellt wird. Gut gelagerter Met schmeckt wie Madeira. Das ältere Wort für Bier war Alu, das im englischen Ale noch fortlebt und dort das ungehopfte Bier bezeichnet. Der Hopfen verbreitete sich aus dem Osten um das 7.Jahrhundert nach Deutschland. Volksgetränk wurde das Bier erst im 16. Jahrhundert.

Heilgetränke aller Art brauten die Frauen, zu denen Kräuter zu suchen waren. Das "Wurzelweib" war noch im vorigen Jahrhundert eine volkstümliche Gestalt. Auch Salben bereiteten die Frauen. Tierische Fette werden als heilkräftig gegolten haben. Noch heute verwendet man gegen Frost in Beinen das

Hirschfett.

Sport wurde geübt. Aus dem Nibelungenlied kennt man den Dreikampf in Steinstoßen, Gerwerfen und Weitsprung. Geschätzt wurde die Reit- und Waffenkunst.

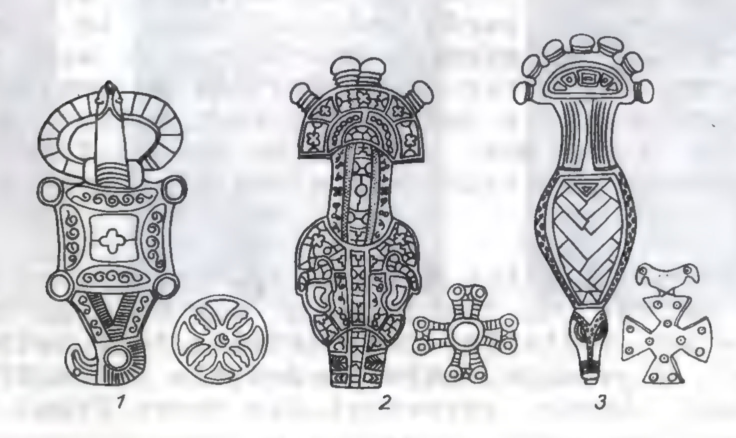
Das Christentum wendete sich heftig gegen den Sport. Ein Kirchenvater aus Karthago um 200 n.Chr. erklärte:"Sport ist ein Teufelsgeschäft." Seine Wiederbelebung verdanken wir den protestantischen Ländern im Norden.

Die Entwicklung des Hausbaues muß gesondert beschrieben werden.

Dr. Richard Wege



Eimer, Zuber, Schöpfkellen, Back- und Schlachttröge sowie anderes Haushaltsgerät des 9. Jhs., das im Schiffsgrab der Königin Åsa gefunden wurde



Schmuck und Gewandspangen verschiedener Stämme und Zeiten: 1. Gotisch um 500, 2. alamannisch um 700, 3. langobardisch um 700.

RUNENKALENDER

Bei der Neuordnung des Archivs der Jakobikirche in Hamburg sind, in einem eisernen Wandschrank versteckt, elf Täfelchen aus Holz und fünf aus papierüberklebter Pappe gefunden worden. Sie tragen alle,teils einseitig,teils beiderseitig, merkwürdige Zeichen, die ins Holz eingekerbt und auf das Papier mit Tinte aufgezeichnet sind.

Nach einer Vermutung von Herrn Pastor Dr. Beneke mögen sie in ihr Versteck gekommen sein, weil sie für Zauberformeln gehalten wurden, deren Macht man dadurch unschädlich machen wollte, daß man auf eins der Täfelchen den Namen Jehova einritzte, bevor sie in ihr Versteck wanderten.

Bei näherer Prüfung hat sich aber ergeben, daß sie mit Zauber nichts zu tun haben, sondern daß es sich um immerwährende Runenkalender handelt. Sieben rechteckige Holztafeln sind durch Löcher an einer Querseite mit Lederband so zusammengebunden, daß man sie wie ein Buch umblättern kann. Dieser Kalender ist vollständig und in sehr gutem Zustand erhalten. Die Papptafeln enthalten nur die erste Hälfte eines solchen Kalenders, und auch die übrigen vier Holztafeln (21,5 x 4,2 cm) sind nicht vollzählig: es fehlen zwei Blätter mit drei Seiten Inschrift. Sie sind an der Längsseite durchbohrt, so daß sie, aufgeschlagen, wie ein ganz schmales, langes Buch wirken. Ihre Zeichenanordnung weicht von der anderen bemerkenswert ab und kennzeichnet sie als Teile eines lappländischen Kalenders. Die Papptäfelchen zeigen eine Zeichenanordnung in drei Reihen, die auf den Tafeln des Fächers doppelt erscheinen. In der mittleren der drei Reihen wiederholen sich die ersten sieben Zeichen eines nordischen Runenalphabets auf dem vollständigen Exemplar 52 Mal für die 52 Wochen des Jahres (=364 Tage), und das letzte Blatt zeigt das überschüssige Zeichen für den 365.Tag. Dennoch bekommt derselbe Wochentag das Jahr hindurch denselben Buchstaben, allerdings in jedem Jahr einen anderen. Setzt man für die Buchstaben die Zahlen 1-7 ein, so fällt in einem mit Montag beginnenden Jahr der Sonntag auf das Zeichen 7, im nächsten Jahr, das mit Dienstag beginnt, rückt der Sonntag auf das Zeichen 6 vor, usw. Um zu wissen, welcher Buchstabe in einem Jahr den Wochentagen zukam, wurde der Buchstabe des betreffenden Sonntags angegeben; daher nennt man diese Zeichen, für die man gewöhnlich die ersten sieben Buchstaben des Alphabets setzte, die Sonntagsbuchstaben. Nach sieben Jahren würde die Reihe immer von neuem beginnen, wenn nicht Schaltjahre wären. Der Schalttag ist im immerwährenden Kalender nicht enthalten, sondern das Zeichen des 24.2. wird auch für den 25., den Schalttag , gerechnet, so daß nach diesem Datum jeder Tag um ein Zeichen vorrückt. Daher gelten für ein Schaltjahr zwei Sonntagsbuchstaben, einer vor dem 24.2., sein Vorgänger nach diesem Tag. Demnach wiederholt sich die gleiche Reihenfolge der Buchstaben nicht nach sieben, son-

dern nach 4x7= 28 Jahren. Dies nennt man den Sonnenzyklus. Der erste Sonnenzyklus, mit dem man im Mittelalter die Zeitrechnung begann, fing mit dem Schaltjahr 9 v. Chr. an, das die Sonntagsbuchstaben G F (7/8) hatte. In der Reihe über den Sonntagsbuchstaben erscheinen dieselben Zeichen (teilweise etwas verändert), in bunter Reihe mit anderen vermischt und nicht auf jedem Tagesbuchstaben stehend. Es sind 19 an der Zahl, die nach 29 oder 30 Tagen in derselben Reihenfolge wiederkehren. Sie bilden in anderer Reihenfolge, für die man die Zahlen 1-19 einsetzen kann, den sogenannten Mondzyklus, dessen Zahlen man die "Güldenen Zahlen" nennt.

Zur Festsetzung der beweglichen Kirchenfeste war die Kenntnis des Mondumlaufs nötig. Außerdem war es besonders für den Bauern wichtig, die Mondphasen zu kennen, denn nicht nur mußte er sich mit seinen Landarbeiten nach diesem Zeitmesser richten, sondern der allgemeine Glaube war auch, daß das Wetter in Abhängigkeit von ihm stände. Zwar bestimmte man Ostern nach dem Vollmond, aber merkwürdigerweise gibt der immerwährende Kalender den Tag des Neumondes an. Nun war schon seit dem Altertum bekannt, daß nach 19 Sonnenjahren der Neumond wieder auf denselben Jahrestag trifft. Setzen wir also in die oberste Reihe des Einzelblättchens für die Runen die Zahlen (14,3,11,19,8,16,5,13,2) ein, so erfahren wir, daß ein Neumond im 14.Jahr eines bestimmten 19-jährigen Zyklus auf den 30.Januar fiel, im dritten Jahr auf den 31.Januar, im 11.Jahr auf den 1.2. usw. Es war nun noch nötig, zu wissen, mit welchem Jahr ein solcher Zyklus anfing und auf welchen Tag in diesem Jahr der Neumond fiel. Durch eine bestimmte Berechnung mit Rücksicht auf das Weihnachtsfest nahm man als erstes eines solchen Zyklus das Jahr 1 v.Chr. an, in welchem der erste Neumond auf den 23.1. fiel. Teilte man also die um 1 vermehrte Jahreszahl durch 19, so gab der verbleibende Rest die Güldene Zahl des betreffenden Jahres an, die im immerwährenden Kalender die Daten der 12 (oder 13) Neumonde aufzeigte. Eine Verbindung dieser beiden Zyklen (28x19) ergab einen großen Zyklus von 532 Jahren, den man den großen Osterzyklus nannte.

Auf der Vorderseite des Flächenkalenders befinden sich die 28 Zeichen des Sonnenzyklus und die 19 Zeichen des Mondzyklus. Die dritte Reihe, unter den Sonntagsbuchstaben, gibt durch halbe, ganze und doppelte Kreuze samt einigen Symbolen die Tage der festen Kirchenfeste, der Heiligen und der Apostel an, während ein Strich mit zwei Schrägstreifen den Vortag, die Vigile, eines solchen Festes andeutet. So bezeichnet ein Kreuz mit siebenarmigem Leuchter unter dem 2.2. das Fest der Reinigung Mariä (Mariä Lichtmeß). Neben diesem Zeichen, unter dem 4.2., kennzeichnet ein eingebohrter Punkt diesen als einen "verworfenen" Tag (dies aegyptacus). Unser Kalender markiert deren verhältnismäßig wenige.

Immerwährende Kalender waren in der zweiten Hälfte des

Mittelalters und bis in den Anfang der Neuzeit im Abendland allgemein im Gebrauch, da sie auch von Leuten benutzt werden konnten, die des Lesens unkundig waren. Das Verbreitungsgebiet der Runenkalender dagegen beschränkte sich zur Hauptsache auf Schweden, Dänemark und die von Schweden besiedelten Gebiete der Ostseeprovinzen. Von da aus sind einzelne Exemplare als Seltenheit auch in fremde Länder gewandert, nach Deutschland, England, Frankreich. Sie finden sich nicht nur auf Holztäfelchen, sondern auch auf allerlei Gerät: auf Stäben, Spazierstöcken, Sensen, Schwertern, Stielen, Knochen usw.

Die Erfindung des Buchdrucks und die Verbreitung der Lesekunst machten diesen immerwährenden Kalendern allmählich ein Ende, da man dazu überging, Kalender für die einzelnen Jahre zu drucken. In Schweden blieben sie in entlegenen Gegenden noch am längsten in Gebrauch, und in den Ostseeprovinzen sollen sie noch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelegentlich Verwendung gefunden haben. Für unsere Zeit könnten sie nur mit schwierigen Umrechnungen noch verwandt werden, da die Einführung des Gregorianischen Kalenders (in Schweden 1753) die Weltgeschichte um 11 Tage betrogen hat und die Jahre 1700, 1800 und 1900 gegen die Regel keinen Schalttag hatten. Doch gibt es auch Runenkalender, die erst nach 1753 angefertigt worden sind, da ihr Mondzyklus nach dem "Neuen Stil" umgestaltet erscheint. Das Alter der hier veröffentlichten Kalender ist wohl kaum mit Sicherheit festzustellen, doch sind auf der Hinterseite des Fächerkalenders von ungeschickter Hand die Buchstaben J W S und Jahreszahl 1624 nachträglich eingeritzt.

In den schwedischen und dänischen Museen werden noch reichlich 500 Exemplare von Runenkalendern jeglicher Art aufbewahrt, während sich in deutschen Museen kaum mehr als 30 erhalten haben und etwa 15 noch in England sein sollen. Die jetzt aufgefundenen Stücke werden also einen wertvollen Bestandteil des Museums bilden, das in einem Nebenraum der Jakobikirche aus den Gegenständen des Archivs eingerichtet wird.

Ludwig Meyer
(aus dem "Hamburger Nachrichten" vom 6.2.1929)

Für die Mitglieder des "Nordischen Ringes" liegen dieser Nummer 2 Postkarten bei, die nachbestellt werden können bei der Northern League, P.O.Box 1796, Amsterdam.

Brüssel im Egmont-Pakt

Die Brüsseler Flamen unterstehen in ihren kulturellen und personellen Fragen dem Flämischen Gemeinschaftsrat. Und doch wurden die Flamen in Brüssel eine "geschützte Minderheit"! In dem, was man die 'Brüsseler Regierung' nennen kann - das ausführende Organ des Brüsseler Gebietsrates, sollen 3 Flamen sitzen gegenüber 6 Französisch-Sprechenden. Die Flamen haben zwar sozusagen ein 'Veto-Recht', aber das ändert nichts daran, daß sie in der Regierung eine Minderheit sind. Wir verlangten (u n d verlangen) aber ein 50:50-Verhältnis. Aber es gibt doch weniger Flamen in Brüssel als Französisch-Sprechende? Ja, und? In ganz Belgien gibt es weniger Französisch-Sprechende als Flamen, aber die belgische Regierung besteht zu 50% aus Flamen und zu 50% aus Französisch-Sprechenden.

Ganz und gar katastrophal wird es, wenn wir feststellen müssen, daß der Brüsseler Ölfleck sich doch noch ausbreitet. Man hat Brüssel auf die heutigen 19 Gemeinden beschränkt, - ja aber nur formell! In Wirklichkeit breitet sich Brüssel auf 2 Arten aus:

1. Seit 1963 in Belgien die Sprachgrenzen festgelegt wurden, bestehen in Vlaams-Brabant, am Rand von Brüssel, 6 flämische Gemeinden, wo die Französisch-Sprechenden Sonderrechte genießen. Es sind die Gemeinden Wemmel, Kraainem, Wezembeek-Oppem, Sint-Genesiusrode, Linkebeek und Drogenboos. Die Sonderrechte bestehen darin, daß die Französisch-Sprechenden in diesen Gemeinden sich an die Gemeindeverwaltung in französisch wenden können, daß französisch-sprachiger Unterricht vorgesehen ist usw. Mit dem Egmont-Pakt werden diese Möglichkeiten nicht nur weiter zugebilligt, die Französisch-Sprechenden erhalten sogar Recht darauf. Sie können sich einen fiktiven Wohnort in einer der 19 Brüsseler Gemeinden wählen, wodurch sie bei verwaltungsmäßigen und finanziellen Angelegenheiten besser zurecht kommen und gleichzeitig auch die gesetzgebenden Organe (Kammer, Gebiets- und Gemeinschaftsrat) in Brüssel wählen können. Das ist das sogenannte 'Einschreibungsrecht'. Indem sie von diesem Recht Gebrauch machen, wenden sie sich bei allen Verwaltungsangelegenheiten auf Gemeindeebene an eine über der Gemeinde stehende Instanz in Brüssel; aber bei den Gemeinderatswahlen stimmen sie in der Gemeinde ihres wirklichen Wohnortes ab. Sie stimmen auch in Brüssel bei den Gebietsratswahlen ab. Der Brüsseler Gebietsrat ist aber nur für die 19 Gemeinden zuständig, sodaß sie schließlich auch hier wieder bei einer Einrichtung wählen, mit der sie eigentlich gar nichts zu tun haben. Schließlich wählen sie auch in Brüssel für die nationale Kammer und für den wallonischen Gemeinschaftsrat. Die Französisch-Sprechenden erhalten nun, was die personellen Dinge angeht, dieselben Rechte wie die Flamen in Brüssel. Obwohl sie in einem rein-niederländischen Sprachgebiet wohnen, ist doch der wallonische Gemeinschaftsrat für sie zuständig.

2. Das reine Einschreibungsrecht für die Französisch-Sprechenden gilt obendrein noch in 7 anderen Gemeinden und 3 Ortsteilen von Gemeinden. Das gilt für die Gemeinden Dilbeek, Groot-Bijgaarden, Strombeek-Bever, Sint-Stevens-Woluwe, Sterrebeek, Beersel, Alsemberg und die Ortsteile Het Voor, Jezus-Eik, und Negenmanneke. Die eigentlichen Vorrechte gelten nicht für die Französisch-Sprechenden in diesen Gemeinden, auch ist der wallonische Gemeinschaftsrat für sie nicht zuständig. Wohl aber können sie einen fiktiven Wohnort in Brüssel wählen mit denselben Folgen, wie in 1) beschrieben, was Stimmrecht, Verwaltungs- und Finanz-Formalitäten angeht.

Abgesehen von der Tatsache, daß diejenigen, die derartige Staatsformen und Notbehelfe beantragen dürfen, sich auf staatsrechtlicher Ebene gewöhnlich lächerlich machen, darf man natürlich auch nicht etwa denken, daß umgekehrt Einschreibungsrecht und Sonderrechte für die zahllosen Flamen, die in der Wallonie wohnen, gelten. Nach den belgischen Staatspolitikern (wozu nun auch die von der Volksunion gehören) müssen sich Flamen im Gegenteil anpassen, wenn sie wo anders wohnen; die Französisch-Sprechenden aber nicht, wenn sie in Flandern wohnen. Belgische Logik!

Edwin Truyens

Repression und Amnestie in Belgien

Bereits nach dem 1. Weltkrieg wurde eine Hexenjagd gegen alles, was bewußt flämisch auftrat, entfesselt. Erinnern wir nur an die Tatsache, daß Dr. A. Borms - zurecht der 'Christus der Flämischen Bewegung' genannt - zehn Jahre im Gefängnis bleiben mußte. Der Kampf um die Amnestie war damals eine der vorrangigsten Aufgaben der "Flämischen Bewegung".

Diese Repression war jedoch ein Kinderspiel verglichen mit dem, was nach dem 2. Weltkrieg geschah, und zwar durch die Schärfe und die Anzahl der dabei betroffenen Menschen. Wir berufen uns hier absichtlich auf Zahlen, die in dem Wochenblatt 'Knack'(Nr.6/78) - sicher eine unverdächtige Quelle - veröffentlich wurden.

Es wurden in unserem Land 346 283 Gerichtsakten (Dossiers) wegen 'Kollaboration' angelegt; davon 184 627 in Flandern, 95 180 in der Wallonie, 50 853 in Brüssel und 15623 in den deutschen Gebieten an der belgischen Ostgrenze. Davon wurden 230 472 ohne Folgen nur zur Kenntnis genommen,während 58 566 Menschen ohne weitere Verfolgung blieben. 53 005 Menschen wurden wegen 'Incivismus' verurteilt. Es wurden 1.202 Todesurteile gefällt, von denen dann auch 242 vollstreckt wurden. 3 165 'Belgier' verloren ihre Nationalität. Die Dienststelle der Zwangsverwaltung eröffnete im Ganzen 15 134 Dossiers,

von denen nun noch 770 'offen' blieben. 77 657 Menschen verloren ihre Bürger-Rechte, von denen bis heute noch 4000 sie auch nicht wieder erhielten. 10 000 Belgier verloren ihre politischen Rechte. Und reichlich 18 000 Belgier erhielten keine Vergütung für erlittenen Kriegsschaden, weil sie verurteilt worden waren oder auf einer Liste eingetragen worden waren.

Einige Anmerkungen dazu:

1. 1944 wurden Hunderttausende ohne jegliche Form eines Prozesses oder Haftbefehls eingesperrt und mißhandelt.
2. "Aus Mangel an statistischem Material" weiß man nicht genau, wieviel Beamte, Bediente und Lehrkräfte durch Verwaltungs-Strafmaßregeln aus dem öffentlichen Dienst gejagt wurden. Heute nennt man das 'Berufsverbot'.
3. In all diesen Fällen sind die Arbeiter, die freiwillig nach Deutschland arbeiten gingen, nicht inbegriffen. Diese entgingen der Verfolgung, weil sie zu dem Wählerstamm der sozialistischen Partei gehörten.
4. Die Repression wurde durch den belgischen Staat gehandhabt als das erwünschte Mittel, um die Flämische Bewegung zu vernichten. Es genügte 1944, Mitglied einer der üblichen Kulturvereinigungen, ein flämischer Künstler zu sein, oder jemals die Löwenfahne herausgehängt zu haben, um eingesperrt zu werden; sein Haus wurde ausgeraubt, er verlor seine Stellung.
5. Es ist darum auch verständlich, daß schon 1955 die flämisch-nationale Partei, die 'Volksunion' entstand, die grundsätzlich die Amnestie verlangt.
6 Bis heute wurden keine Amnestie-Maßregeln getroffen.
7. Obwohl die 'Volksunion' nun in der Regierung sitzt, ist noch immer keine Rede von irgendeiner Amnestie. Das einzige was bisher geschah: es wurde eine "Kommission" zusammengestellt, um die sozialen und menschlichen Folgen der Repression zu untersuchen. Die Kommission kam vor ein paar Wochen das erste Mal zusammen.
8. Vor kurzem erschien ein Buch von Prof. Raym. Derine "Repression ohne Maß und Ende" (Herausgeber:Davidsfond,-Leuven), in dem der Autor der Reihe nach Kollaboration, Repression und Klärung und das wachsende Erinnern an die Amnestie untersucht. In 'Dietsland-Europa' (Monatsblatt von Were Di)Nr.I/78 bespricht Ward Hermans dieses übersichtliche Buch von 200 Seiten.

Nieuwsbrief uit Zuid-Nederland, 2 Jg.Nr.1

Vereinigung in der Flämischen Bewegung

Man spricht bei uns immer über Flandern, das flämische Volk die flämische Bewegung.

Wirklich gibt es kein flämisches Volk. Wer über das

flämische Volk spricht, meint den Teil unserer Volksgemeinschaft, der innerhalb der belgischen Staatsgrenzen wohnt, d.h. auf dem Gebiet, das man irrtümlich FLANDERN nennt.

Unsere Volksgemeinschaft ist in Wirklichkeit das DIETSE oder das NIEDERLANDSE Volk. Es umfaßt die (Nord-)Niederländer im Königreich der Niederlande, die Flamen (Zuid-Nederlanders =Süd Niederländer) in Belgien und die Süd-Niederländer im Norden von Frankreich. Obendrein ist unsere Volksgemeinschaft stammverwandt mit der Süd-Afrikanischen Volksgemeinschaft.

Warum spricht man nun immer von Flandern, flämischem Volk, flämischer Bewegung? Von 1815-1830 war die Niederländische Volksgemeinschaft in einem Staat vereinigt. Nur Süd-Flandern fehlte in diesem Staat, denn dieses Gebiet war bereits früher von Frankreich 'vereinnahmt' worden. Die Wallonie gehörte auch als ein Teil zum niederländischen Staates unter König Willem I.

1830 machten die Wallonen und eine Anzahl französisierter führender Elemente in den südlichen Niederlanden (vor allem in Brüssel) einen Aufstand gegen Willem I. Ein belgischer Staat kam nun zustande: die südliche Niederlande und Wallonien. In dem arg verarmten südlichen Niederland kamen aber doch Reaktionen gegen den neuen Staat Belgien auf. Einige Intellektuelle, darunter der Gentener Jan-Frans WILLEMS, wollten die Wiedervereinigung mit den Nord-Niederländern.Man einigte sich auf einen gewissen politischen, aber besonders kulturellen Kampf für das Wiederaufleben des Volkes in den südlichen Niederlanden.

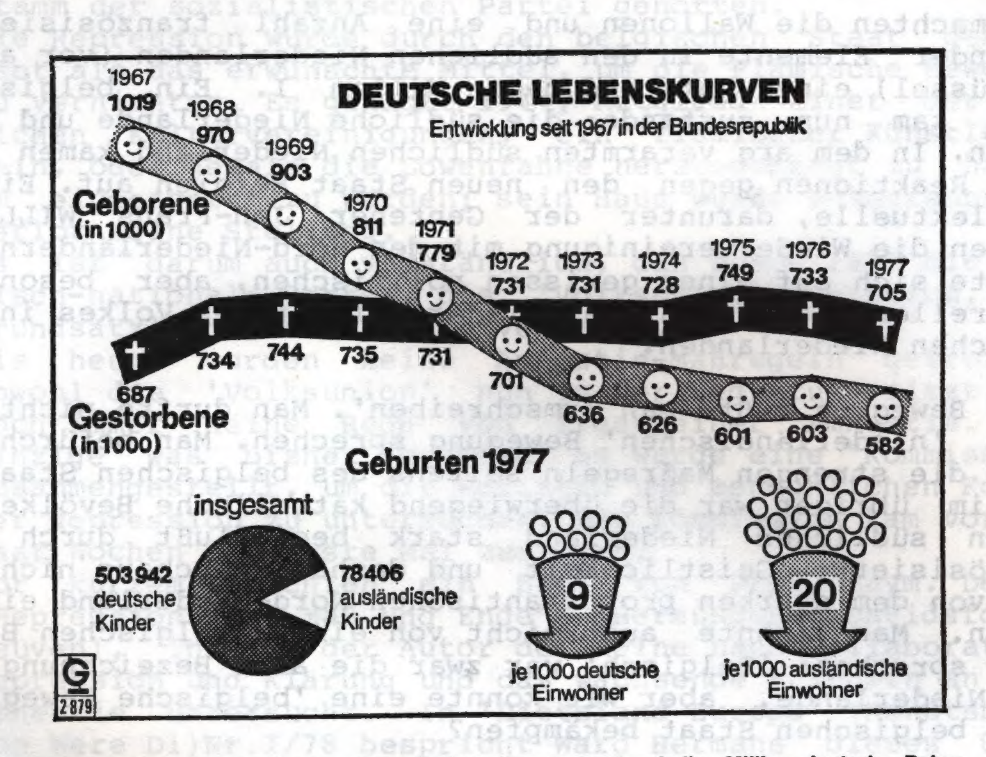
Diese Bewegung mußte man 'umschreiben'. Man durfte nicht von einer 'niederländischen' Bewegung sprechen. Man befürchtete immer die strengen Maßregeln seitens des belgischen Staates. Und im übrigen war die überwiegend katholische Bevölkerung in den südlichen Niederland stark beeinflußt durch die französisierte Geistlichkeit und deshalb durchaus nicht so sehr von dem starken protestantischen Nord-Niederland eingenommen. Man konnte auch nicht von einer 'belgischen Bewegung' sprechen: 'Belgisch' war zwar die alte Bezeichnung für die Niederlande, aber wie konnte eine 'belgische Bewegung' einen belgischen Staat bekämpfen?

Man mußte also notgedrungen einen Namen wählen, der zumindest eine geteilte Bevölkerung innerhalb des Staates Belgien andeuten sollte. BRABANT (die historische Benennung für die heutige Provinz Antwerpen und Brabant in Belgien und Nord-Brabant in den Niederlanden) ging nicht, denn es klang zu sehr an das belgische Nationallied, die Brabanconne an, und deutete überhaupt zu sehr auf einen belgischen Staat hin. LIMBURG umfaßte einen zu kleinen Teil der Volksgemeinschaft. Schließlich einigte man sich auf 'VLAAMS' (flämisch). Dieser Name kommt von der historischen Grafschaft Flandern, die nun sowohl West- und Ostflandern umfaßt. VLAAMS ließ auch

unwillkürlich an den historischen Kampf gegen den französischen König (Guldensporenslag = Die Schlacht der goldenen Sporen) denken. Obendrein erschien dann auch noch 1838 das Buch von Hendrik CONS-CIENCE "De Leeuw van Vlaanderen" (Der Löwe von Flandern); Dieses Werk berichtete gerade über die Zeit der Schlacht der Goldenen Sporen. So wurde es also die "Vlaamse Bewegung" - flämische Bewegung. Die südlichen Niederlande wurden VLAANDEREN (Flandern) und ihre Bewohner "Vlamingen" (Flamen) genannt.

Selbstverständlich ist die Flämische Bewegung heute nicht mehr so homogen. (Ist sie es je gewesen?). Es lebt noch die Idee von einer Vereinigung von Nord- und Südniederland. Aber demgegenüber gibt es in der Flämischen Bewegung auch eine Strömung, die nur eine föderalen Struktur des belgischen Staates wünscht. Wieder einige andere träumen von einem neuen unabhängigen Staat: die Republik Flandern.

Edwin TRUYENS



Mit den Deutschen geht es weiter abwärts. Nur noch eine halbe Million deutsche Babys erblickten 1977 das Licht der Welt, etwa halb so viele wie vor zehn Jahren. Was Ende der sechziger Jahre als sogenannter Pillenknick die Geburtenkurve nach unten drückte, setzte sich seitdem unvermindert fort. 1972 sackte sie erstmals unter die Zahl der Sterbefälle, und dabei blieb es bis heute. Im vergangenen Jahr wurden nach Angaben des Statistischen Bundesamtes in der Bundesrepublik 123 000 Menschen weniger geboren als gestorben sind. Tatsächlich wäre das Defizit sogar noch größer, gäbe es nicht vier Millionen Ausländer bei uns; sie brachten im vergangenen Jahr 78 000 Kinder zur Welt. Das heißt, jedes siebte Baby in der Bundesrepublik war 1977 ein kleiner Türke, Jugoslawe, Italiener, Grieche oder Spanier. Ausländer sind viel geburtenfreudiger als Deutsche. Das liegt zum Teil daran, daß bei den Ausländern jene Jahrgänge stärker vertreten sind, in denen sich Nachwuchs hauptsächlich einzustellen pflegt. Dazu kommt aber auch, daß die ausländischen Familien meist kinderreicher sind als deutsche. Beides zusammen führt zu diesen klaffenden Nachwuchsunterschieden: Während sich die deutsche Bevölkerung mit neun Babys je 1000 Einwohner begnügte, leisteten sich die Ausländer zwanzig.

E I N L A D U N G

zur Jahrestagung des Nordischen Ringes e.v. in 2380 Schleswig, vom 7. bis 9.9.1979 im Gasthof "Schleimöwe", Süderholmstr.8, Ruf 04621-24309.

Tagungsplan

7.9.79

19.00 Uhr	zwangloses Treffen der Gäste im Tagungslokal.

8.9.79

9.00 Uhr	Dr. Staudacker: Die Volksordnung unserer Vorfahren und ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft.
10.30 Uhr	Mitgliederversammlung. Für die anderen Gäste Gelegenheit zum Besuch des Stadtmuseums, des Landesmuseums oder des Doms.
13.00 Uhr	Walter Habenreich: Haithabu - Sliestorp - Schleswig.
14 bis 18 Uhr	W. Habenreich: Führung mit dem Bus zu frühgeschichtlichen Stätten rund um Schleswig, darunter auch dem einzigen in Deutschland freistehenden Runenstein. Ende der Busfahrt in Haithabu. Besuch der Hebungsstelle für das Wikingerschiff.
19.30 Uhr	Dieter Vollmer: Feierstunde "Die Sonne".

9.9.79

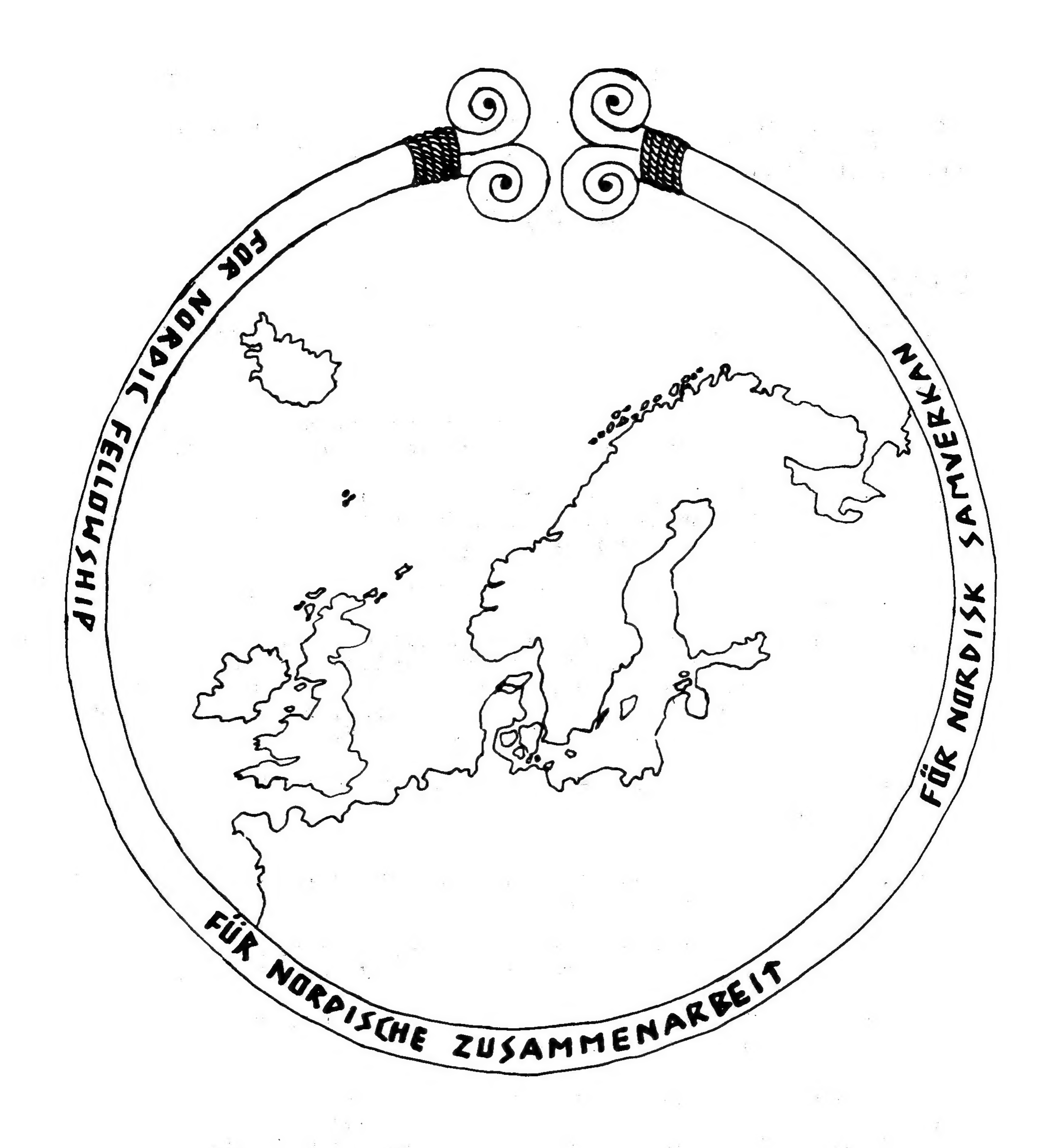
9.30 Uhr	Dr. Burghardt: Ist Menschenzüchtung möglich, sinnvoll oder unmenschlich?
11.00 Uhr	F. Möhncke: Die Frau in der germanischen Welt. Ihr Beispiel ein Segen für die Völker Europas.
14.00 Uhr	Dr. Wollatz: Nostalgie, Volkstümlich, echte oder künstliche Gesittung (Kultur)?

Der Vorstand empfiehlt allen Gästen, sich etwas mehr Zeit für Schleswig zu nehmen. Vor oder nach unserer Tagung sollten unbedingt das Stadtmuseum, das Landesmuseum Gottorf und der Dom besichtigt werden. Die Hinweise hierauf und auf die anderen Sehenswürdigkeiten legt das städtische Verkehrsbüro, Friedrichstr. 7, 2380 Schleswig, dem Verzeichnis über die Beherbergungsbetriebe bei. Schleswig besitzt auch eine Jugendherberge.

Tagungsbeitrag: 2 DM je Vortrag; 5 DM je Tag;
für Mitglieder Eintritt frei.

mit freundlichem Gruß

Dr. Wollatz
1. Vorsitzender



NORDISCHE ZUKUNFT erscheint vierteljährlich und wird herausgegeben vom NORDISCHEN RING e.v., Postfach 530408, 2000 Hamburg 53, Postscheckkonto: Hamburg 496 88-200 (BLZ 200 100 20). Druck: A.S. Müller, 2000 Hamburg 50. ViSdP: Anna Volkhardt, 2148 Zeven. Mitglieder und Förderer des Nordischen Ringes erhalten die Nordische Zukunft kostenlos geliefert. Bei Nachbestellungen gegen Vorkasse: 1 Ex. DM 2,50, 5 Ex. DM 10,-, 10 Ex. DM 15,--.